

Unverkäufliche Leseprobe aus:

**Maxim Biller**  
**Im Kopf von Bruno Schulz**

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

»Sehr verehrter, hochgeschätzter, lieber Herr Thomas Mann«, schrieb an einem überraschend warmen Herbsttag im November 1938 ein kleiner, dünner, ernster Mann langsam und vorsichtig in sein Notizbuch – und strich den Satz sofort wieder durch. Er erhob sich von dem viel zu niedrigen, leise quietschenden Drehstuhl, auf dem er seit dem frühen Nachmittag an dem ebenfalls zu niedrigen Schreibtisch aus dem alten Büro seines Vaters gesessen hatte, er streckte, wie bei der Morgengymnastik, die Arme ein paarmal nach oben und zur Seite und blickte zwei, drei Minuten lang zu dem schmalen, verschmutzten Oberlicht hinauf, vor dem immer wieder Schuhe und Beine, Schirmspitzen und Rocksäume der auf der Florianskastraße vorbeigehenden Passanten auftauchten. Dann setzte er sich wieder hin und begann noch mal.

»Sehr geehrter Herr!«, schrieb er. »Ich weiß, dass Sie täglich viele Briefe bekommen und wahrscheinlich mehr Zeit damit verbringen, sie zu be-

antworten, als mit dem Schreiben Ihrer wunderbaren, weltberühmten Romane. Ich kann mir vorstellen, was das bedeutet! Ich selbst muss sechszwanzig Stunden in der Woche meinen lieben, aber völlig unbegabten Jungen das Zeichnen beibringen, und wenn ich am Ende des Tages das Jagiełło-Gymnasium, an dem ich unterrichtete, müde verlasse –« Er brach ab, stand wieder auf, und dabei stieß er mit dem linken Knie gegen den Tisch. Statt aber, so wie es jeder andere getan hätte, das angeschlagene Knie zu reiben oder leise schimpfend durch den kleinen Kellerraum zu springen, hielt er seinen Kopf mit beiden Händen fest – es war ein sehr großer, fast dreieckiger, hübscher Kopf, der von Weitem an die Papierdrachen erinnerte, die seine Schüler seit den ersten windigen Septembertagen im Steinbruch von Koszmarzko steigen ließen –, und kurz darauf ließ er den Kopf mit einer einzigen heftigen Bewegung los, als ob er so seinen Gedanken raus helfen könnte. Es funktionierte, wie fast immer, und schon saß er wieder am Tisch und schrieb auf eine neue, leere Seite schnell und ohne zu überlegen: »Lieber Dr. Thomas Mann! Obwohl wir uns nicht persönlich kennen, muss ich Sie darüber informieren, dass vor drei Wochen ein Deutscher in unsere Stadt gekommen ist, der behauptet, Sie zu

sein. Da ich Sie, wie wir alle in Drohobycz, nur von Fotografien aus den Zeitungen kenne, kann ich nicht mit letzter Sicherheit sagen, dass Sie es nicht sind, aber allein die Geschichten, die er erzählt – von seiner abgetragenen Kleidung und dem starken Körpergeruch abgesehen, der ihn umgibt –, machen ihn verdächtig.«

So, sehr gut, das genügt für den Anfang, dachte der kleine, ernste Mann in dem Keller in der Florianskastraße zufrieden und schob den Bleistift – es war ein Koh-i-Noor HB, mit dem man notfalls auch zeichnen konnte – in die Innentasche seines dicken, belgischen Jacketts, das er das ganze Jahr trug. Dann klappte er das schwarze Notizbuch mit dem leeren Etikett auf dem Deckblatt zu und streichelte, als wäre er nicht er selbst, sein Gesicht. Er hatte das erste Mal an diesem Tag, nein, das erste Mal seit vielen Monaten, vielleicht sogar seit Jahren, nicht mehr das Gefühl, als würden gleich aus den Wänden um ihn herum große, schwarze Echsen und böse grinsende, schielende, petrolgrüne Schlangen herauskriechen, er hörte nicht wie sonst alle paar Minuten hinter sich das Schlagen und Rauschen riesiger Archaeopteryxflügel, er fürchtete nicht, dass sich schon bald, ganz bald etwas unvorstellbar Schreckliches ereignen würde. Als ihm das klar wurde, geriet er sofort wie-

der in Panik, denn das konnte nur eine Falle des Schicksals sein.

Seit er denken konnte, wachte Bruno – so hieß der Mann mit dem Papierdrachengesicht – jeden Morgen mit Angst auf. Die Angst und er gingen zusammen zum Frühstück in Lisowskis Teestube, sie begleitete ihn ins Gymnasium und schaute über seine Schulter, während ihm die Jungen niedergeschlagen ihre misslungenen Tierzeichnungen und die mit schwarzen Fingerabdrücken bedeckten Gipsmodelle ihrer kleinen, niedlichen Köpfe zeigten. Die Angst war da, wenn er sich in den Pausen mit anderen Lehrern unterhielt – dabei ging es meist um die unwichtigen Angebereien und Vergehen der Jungen oder um eine neue Aufführung im Warschauer Kaminski-Theater und fast nie um den Lärm, den die Deutschen neuerdings machten –, und sie verließ ihn auch nicht, wenn die junge Sport- und Philosophielehrerin Helena Jakubowicz von ihm wissen wollte, was mit seinem neuen Roman sei, auf den, wie sie sagte, alle, die in Polen etwas von Literatur verstanden, inzwischen immer ungeduldiger und gereizter warteten. Nur wenn Helena Jakubowicz – klein, athletisch und im Gesicht behaart wie eine kluge Bonobo-Dame – die Hand auf seinen Arm legte und zudrückte, ging die Angst weg. Aber kaum ließ Helena los,

war sie wieder da, und so musste er die Angst später in die große, abgedunkelte Wohnung in der Stryjstraße mitnehmen, wo sie ihm zum Glück nicht auch noch bis in eines der Zimmer der Mädchen folgte. Doch kaum war er draußen, setzte sie sich erneut in seinem Bauch fest – ja, dort saß sie am liebsten, ein großer, warmer, grauer Klumpen, der sich unaufhörlich rasselnd drehte –, und er trug sie zurück nach Hause. Und auch wenn er sich dann, nach einem kurzen Abendbrot und dem Durchblättern des »Tygodnik Ilustrowany« und der »Neuen Freien Presse«, endlich im Keller an den alten Schreibtisch seines Vaters setzte, war sie da. Sie war da, während er schrieb, während er zeichnete, während er, wie immer bei der Arbeit, an Papas schrumpfenden, sterbenden Körper dachte oder an das ratlose Kopfschütteln der russischen Soldaten, die im zweiten Kriegsjahr aus Versehen ihr Haus am Marktplatz in Brand gesteckt hatten, und wenn die Angst müde wurde und sich davonschleichen wollte, stellte er sich schnell vor, dass er an einem kühlen Sommermorgen anstelle seines todkranken Schwagers Jankel sich selbst die Gurgel mit einem Rasiermesser durchschneiden müsste – und schon fing der graue Klumpen an, ein noch tieferes Loch in seinen Bauch zu bohren. Nur im Schlaf war Bruno wirklich allein und von

der Angst verlassen. Dann träumte er von Zürich, Paris und New York, wo es Hunderte, Tausende solcher verdorbenen, zarten Männer und Frauen wie ihn gab, die sich in Cafés, Parks und Bibliotheken gegenseitig zulächelten, winkten und durch leichtes, stummes Nicken Mut zusprachen.

»Professor Schulz«, hörte Bruno plötzlich von draußen eine tiefe, aber noch unsichere, krächzende Jungenstimme rufen. »Sie waren heute nicht in der Schule! Sie werden einen Verweis bekommen!« Der Junge lachte, und mit ihm lachten ein paar andere Jungen. Er klopfte gegen das Oberlicht, mit einem Stock, aber viel eher war es ein Vogelschnabel, und das Klopfen, zunächst leise und scharrend, wurde schnell lauter. Bruno rutschte vom Stuhl auf den Boden hinter den Schreibtisch, er packte wie vorhin, mit weit abgewinkelten Ellbogen, seinen Kopf und bedeckte mit den kleinen Händen seine großen Ohren, und als er kurz über die Tischkante zum Oberlicht hinaufspähte, sah er, dass mehrere kleine Schnäbelchen am schmutzigen Glas kratzten und dagegenschlugen. Er glitt sofort wieder herunter, hielt sich die Ohren noch fester zu und verlor sich in dem auf- und abbrandenden Meeresrauschen, das sich von der Mitte seines Kopfes über die ganze Welt ausbreitete.